

## **Der Faden, der mich hält**

Der eisige Wind schnitt sich erbarmungslos seinen Weg durch die Burggasse von Klagenfurt. Einer dieser zähen Februartage, an denen selbst die Pfarrkirchen schwiegen. Yankuba zog den Kragen seines Mantels hoch. Kurz tastete er über sein Herz, gleich als wolle er sich vergewissern, dass es noch schlug. Er suchte den Knopf seiner Großmutter, die diesen einst in das Innere seines Mantels genäht hatte. Er war das Letzte, was ihm nach seiner Flucht aus dem westafrikanischen Gambia von seiner Familie geblieben war. Ein Griff ins Leere. Ein eisiger Schock schoss ihm in die Glieder, heftiger als der Wind, der durch die Gassen pfiiff. Mit tauben, zittrigen Fingern nestelte er an dem schweren Stoff, suchte verzweifelt nach dem vertrauten Widerstand des Metalls. Hektisch riss er seinen Mantel auf, während sein Herz gegen die Rippen hämmerte. Wo der Knopf jahrzehntelang gesessen hatte, gähnte ihm nun eine kleine, ausgefranste Leere entgegen – ein rissiges Loch im Stoff, das sich anfühlte wie eine offene Wunde in seiner eigenen Brust.

Er kniete sich auf den Bürgersteig, strich ziellos zwischen Zigarettenstummeln, Streugut und Kaugummiresten. Vielleicht war er nur abgefallen, lag unter einem Auto oder in einem der grauen Schneereste. Doch da war nichts. Der Knopf war mehr als ein Knopf. Er war Geschichte. Sein Anker in einer Welt, die ihn ständig wegzutreiben drohte.

In seiner Heimat Gambia roch die Luft nach Salz und Rauch. Barra, die Hafenstadt, war laut, schmutzig, lebendig. Als Kind hatte er oft am Pier gesessen, den Rücken an die hölzernen Stelzenhäuser gelehnt. Sein Großvater Musa, ein alter Fischer mit schiefem Lächeln, erzählte ihm Geschichten von Wellen, Wind und den Geistern der See. Es war der alte Musa, der seine Familie mit dem Fang von Zackenbarschen und Barrakudas aus dem Gambia River ernährte, doch diese waren rar geworden. Sein Vater war daher gezwungen, mit einer wackeligen Piroge auf dem stürmischen Atlantik gegen die gewaltigen Schleppnetze der europäischen und chinesischen Fischtrawler zu bestehen. Ein Kampf, den er in den meterhohen Wellen mit seinem Leben bezahlte. Das kleine Gehalt seiner Mutter aus der Fischfabrik reichte kaum, um die alltäglichen Bestechungsgelder bei den Beamten der Gambia Police Force zu bezahlen. Es gab für Yankuba nur eine Lösung: Flucht.

Am Abend vor seiner langen Reise ins Ungewisse übergab ihm seine Großmutter einen abgewetzten Metallknopf. Rund, rot, schwer.

„Von deinem Großvater“, sagte sie. „Mein Musa trug ihn an seinem Seemantel bis er ihn an deinen Vater vererbte. Jeden Morgen küsste dein Vater den Knopf und betete zum Allmächtigen, bevor er aufs offene Meer ruderte. Bis zum besagten Tag, als die Geister der See ihn zu sich holten. Es war der einzige Tag, an dem er dieses Ritual missachtete. Dein Vater verschlief und eilte, ohne den Knopf zu küssen, überhastet zum Anleger, um noch mit der Flut auslaufen zu können. Ich rief noch hinter ihm her, doch der Motorenlärm der unzähligen Mopeds verschluckte meine Worte.

Jetzt, mein lieber Yankuba, musst du die Familie ernähren. Verwahre ihn gut.“

Sie nähte den Knopf mit schwarzem Zwirn auf die linke Seite seines Mantels. Zwei Stiche, zwei Knoten. Über dem Herzen.

„Er wird dich beschützen.“

Und wie oft hatte Yankuba sich an ihn geklammert. Unter brennender Sonne der algerischen Wüste. Bei den Schleppern in Tripolis. Auf dem überfüllten Schlauchboot vor Lampedusa. In dem Lager bei Calais. Im rettenden Zug nach Österreich. Doch der Knopf blieb. Ein stiller Zeuge. Eine vage Hoffnung. Ein letzter Halt. Jetzt war er fort. Und mit ihm alles, was ihn noch aufrecht hielt.

Ein paar Tage später, die Sonne war gerade über das Dach des Doms geklettert, spazierte Yankuba ziellos durch die Innenstadt. Unweit vom Lindwurmbrunnen blieb er vor einem Schaufenster stehen. „Junges Theater Klagenfurt“ stand in geschwungenen Lettern auf einem Plakat, das von innen an das Fenster geklebt war. Dahinter: eine Schneiderpuppe mit einem buntbestickten Wollmantel. Und daran – sein Knopf!

Er konnte sein Glück kaum fassen. Der Knopf. Rot. Glänzend. Mit dem abgeplatzten Lack. Unverkennbar.

Mit pochendem Herzen trat er ein. Drinnen roch es nach Tee, Gewürzen und Stoffen. Eine ältere Frau mit grauem Haarknoten saß an der Nähmaschine, Nadelkissen am Handgelenk. Sie sah auf. „Kann ich helfen?“

Yankuba zeigte zitternd auf die Puppe. Auf den Knopf. Dann inbrünstig auf sein Herz. Die Frau runzelte die Stirn. Sie blickte von dem unruhig atmenden Mann zu dem alten

Knopf in ihrer Vitrine und wieder zurück. Ihr Blick war wachsam, fast abweisend; es war schließlich nur ein einfacher Knopf, und seine Aufregung schien ihr unpassend. Doch als Yankuba mit brüchiger Stimme von seiner Geschichte und der Naht im Mantel erzählte, weichte etwas in ihren Zügen auf. Sie verstand. Dann lächelte sie sacht.

„Ein echtes Fundstück. Er lag da wie ein kleines, rotes Versprechen zwischen dem grauen Asphalt. Hab ihn dann einfach angenäht. Aber allem Anschein nach, hat er wohl ein anderes Zuhause.“

Sie griff zur Schere, trennte die Fäden des Knopfes vorsichtig ab und legte ihn gutmütig und mit einem Augenzwinkern in seine Hand. Gedankenversunken strich sie über die Bahn Stoff auf ihrer Nähmaschine und murmelte mehr zu sich selbst: „Jaja, Schicksale führen zu Zufällen. Und aus dem Nährboden des Zufalls können Hoffnung und Freundschaften erwachsen.“

Sie stellte sich ihm als Frau Brunner vor. Einst war sie Schneidermeisterin, jetzt ehrenamtliche Kostümbildnerin beim örtlichen Theaterverein. Sie brühte ihm einen schwarzen Tee mit Honig, fragte nicht viel und hörte ihm einfach zu. Die Geschichte des Knopfes faszinierte Frau Brunner und sie lud ihn ein, gerne morgen wiederzukommen. Und zu seiner eigenen Überraschung tat er genau das. Erneut tranken sie Tee. Er erzählte Geschichten aus seiner Heimat: über das Gewirr auf dem Serekunda Markt, die ruhigen Strände von Cape Point und den Gesängen der Turakovögel im Abuko Naturreservat. Nebenbei half er beim Aufräumen. Faltete Stoff. Trug Requisiten. Später nähte er mit, las erste Theatertexte, lachte – seit langer Zeit einmal wieder.

Etliche Wochen verstrichen. Yankuba und Frau Brunner waren inzwischen gute Freunde geworden. Eines Tages erzählte Frau Brunner dem Regisseur des Jungen Theaters von Yankubas Geschichte. Zwei Wochen später stand der Plan: ein Theaterstück. Über Flucht, Verlust, Erinnerung – und einen roten Knopf. Nicht nur der Regisseur, auch Yankuba war begeistert und durfte nicht nur in Frau Brunners Laden, sondern auch auf der Bühne wieder die Hauptrolle seines eigenen Lebens übernehmen. Der Regisseur nannte das Bühnenstück „Die Naht der Erinnerung“. Ein Stück aus Stimmen, Fragmenten und Musik. Die jugendlichen Schauspielkollegen spielten seine Weggefährten, Grenzbeamte, Geister. Yankuba spielte sich selbst – oder zumindest einen Teil von sich, den er wiederentdeckt hatte. Frau Brunner nähte

ihm ein neues Bühnenkostüm. Dunkelblau, schlicht. Dem Mantel seines Großvaters nachempfunden. Den roten Knopf verwahrte er in der Innentasche über seinem Herzen. Er würde ihn auf der Bühne brauchen.

Volles Haus zur Premiere in der theaterHALLE11. Schülerinnen kicherten, Lehrer ermahnten, Nachbarn tuschelten. Aufgeregtes Geflüster, dann wich das Licht einem Dunkel aus Anspannung und Vorfreude. Die Szenen: ein Schlauchboot, ein Lager und Türen, die sich nicht öffnen wollten. Ein Mantel, ein Knopf. Und immer wieder Yankuba – zwischen Angst und Hoffnung. Am Ende stand er allein im Licht. Er hielt den Knopf fest in seiner Hand.

„Ich dachte, ich hätte ihn verloren. Aber was man erinnert, ist niemals verloren. Im Gegenteil. Es wächst. Wie eine Geschichte. Und ab heute kann ich sagen: Ich bin nicht nur der, der ging. Ich bin auch der, der angekommen ist.“